

Mozart in Wien (2)

Dr. Thomas Angyan
Yasunori Horiuchi

Mozart in Wien – das ist eine Geschichte, die man durchaus mit einem markanten Akzent beginnen lassen kann, und zwar in einem sehr konkreten Sinn. Denn es war – so steht es wörtlich in einem Brief Mozarts – ein „tritt im Hintern“¹⁾, mit dem am 8. Juni 1781 der Oberstküchenmeister Graf Arco den Hofmusiker Wolfgang Amadeus Mozart aus den salzburgisch-fürsterzbischöflichen Diensten beförderte. Mozart freilich hatte darauf hingearbeitet, der Tritt traf ihn, wenn man so will, am rechten Ort zur rechten Zeit. Jetzt endlich war er frei, frei für den Ort, von dem er sich so viel versprach: „für mein Metier (wir haben es bereits am Anfang des ersten Teils dieses Aufsatzes zitiert) der beste ort von der Welt“²⁾. Was aber meinte Mozart damit, was genau war denn sein „Metier“? Sicherlich war das die Musik ganz allgemein, in all der verlockenden Vielfalt, wie sie das josephinische Wien zu bieten hatte. Mozarts „Metier“: das war aber auch – und vor allem – eine Spezialdisziplin im engeren Sinn: die Kunst des Klavierspiels und der Klavierkomposition, gipfelnd im Genre des Klavierkonzerts. Und dafür war Wien nun wirklich „der beste ort von der Welt“. „... hier ist doch gewis das Clavierland!“³⁾, schreibt Mozart in einem Brief 1781.

Dabei war es noch gar nicht so lange her, dass sich Wien zum „Clavierland“ entwickelt hatte. Die Erfindung des Hammerklaviers, damals „Fortepiano“ genannt, hatte sich in Deutschland wesentlich rascher durchgesetzt als in Österreich – Ungarn, wo man sich erst um 1770 mit der

Novität anzufreunden begann. Von da an allerdings avancierte Wien rasch zu einer Metropole der Klavierbaukunst, stellvertretend sei hier der aus Deutschland stammende Anton Gabriel Walter (1752 – 1826) genannt, dessen Klaviere Mozart besonders schätzte.

Aus der Schar von Damen rekrutierte Mozart denn auch viele seiner Schülerinnen, auf die er in Wien fest gerechnet hatte. Die Nachfrage nach dem Klavierlehrer Mozart war jedenfalls von Anfang an so groß, dass er den Preis diktieren konnte.

„dermalen habe nur eine einzige Skolarin, welche ist die gräfin Rumbeck, die Basse vom kobenzl; ich könnte derer freylich mehrere haben, wenn ich meinen Preis herabsetzen wollte. – so bald man aber das thut so verliert man seinen credit – mein Preis ist für 12 lectionen 6 dukaten, ...“⁴⁾

„– ich habe nun 3 Scolarinen, – da komme ich das Monath auf 18 duckaten. ... – Nun aber mögen sie lernen oder nicht, so muß mir Jede 6 dugaten geben. – auf diese art will ich noch mehrere bekommen – doch brauch ich nur noch eine, mit viern habe ich genug, das macht 24 dugaten, ...“⁵⁾

Leopold Mozart – anfangs höchst skeptisch, was das waghalsige Freiheitsexperiment betraf – zeigte sich schließlich überzeugt, ja begeistert vom Wiener Erfolg seines Sohnes. 1785 reiste er in die Donaumetropole, um das Leben und Treiben seines Sohnes endlich einmal aus nächster Nähe mitzerleben.

Und Wien, das „Clavierland“, präsentierte sich geradezu als Schlaraffenland. Zufrieden berichtete Leopold seiner Tochter Nannerl vom Wiener Leben ihres Bruders Wolfgang. Er ließ sich behaglich die opulenten Fleischspeisen selbst in der Fastenzeit schmecken, stolz genoss er die rauschenden Erfolge seines Sohnes und stöhnte unter der damit verbundenen Betriebsamkeit.

Mozarts Popularität gründete damals ganz wesentlich auf seinen

Klavierkonzerten, einem Genre, das er ganz und gar zu seinem „Metier“ gemacht hatte. Der grenzenlos scheinende Einfallsreichtum, mit dem sich der Dialog zwischen Soloinstrument und Orchester auf immer neue Weise entspann, entfaltete er stets auch im Kontakt mit seinem Publikum. Mozart war wohl ein überragendes Genie, aber doch kein Künstler mit Absolutheits-Anspruch. Er schafft den Ausgleich, er schlägt die Brücke zwischen seinen schier unendlichen Möglichkeiten und dem limitierten Horizont seiner Zuhörer – und diese Kunst der Kommunikation ist wohl bis heute eines der Geheimnisse seines Erfolges.

„Die Concerten“, schrieb Mozart 1782 über die ersten in Wien entstandenen Klavierkonzerte, „sind eben das Mittelding zwischen zu schwer, und zu leicht – sind sehr Brillant – angenehm in die ohren – Natürlich, ohne in das leere zu fallen – hie und da – können auch *kenner allein* satisfaction erhalten – doch so – daß die nichtkenner damit zufrieden seyn müssen, ohne zu wissen warum.“⁽⁶⁾

Ganz ähnlich war das fast ein Jahrzehnt später, bei seiner Oper „Die Zauberflöte“. Auch da triumphierte Mozart mit einer Kunst, die das Einfache mit höchsten Ansprüchen zu verschmelzen verstand – und so zu einer Kunst für alle wurde. „Eben komme ich von der Oper; Sie war eben so voll wie allzeit“⁽⁷⁾, schreibt er im Oktober 1791 an seine Frau Constanze in Baden bei Wien. Manche Nummern, so berichtet Mozart, mussten auf Verlangen des Publikums wiederholt werden. „Was mich aber am meisten freuet“, so Mozart weiter, „ist der Stille beifall! – man sieht recht wie sehr und immer mehr diese Oper steigt ...“⁽⁸⁾ Diese Sätze, nicht einmal zwei Monate vor Mozarts Tod geschrieben, zeigen Mozart wieder im Einklang mit sich und seinem Wirkungskreis. Dieses Wien, das er 1781 als einen „herrlichen Ort“ betrat, wird ihm mit der „Zauberflöte“ wieder zur Stätte eines großen Erfolges.

Sicherlich gibt es dazwischen Enttäuschungen, Fehlkalkulationen und

finanzielle Debakel, ganz generell gesehen, ein gewisses „Popularitätstief“ seit 1786. Über die Gründe lässt sich bis heute nur spekulieren: War es das revolutionäre Impetuso des „Figaro“, der bessere Kreise von ihm abrücken ließ? Nahm man ihm übel, dass er mit „Cosi fan tutte“ 1790 angeblich einen Vorfall auf die Bühne brachte, der damals als Klatschgeschichte in der Wiener Gesellschaft kursierte?

Die Liaison zwischen Mozart und Wien, die 1781 so stürmisch begonnen hatte und mit der „Entführung aus dem Serail“ 1782 einen rauschenden Höhepunkt erreichte, war in der Zwischenzeit etwas abgekühlt. Aber lag darin nicht auch etwas ganz Natürliches? Eine stabile Beziehung jedenfalls blieb es. An Scheidung war niemals gedacht. Wien hielt Mozart die Treue.

Und so ist auch die Geschichte seines Endes nicht das kolportagehafte Schlusskapitel eines Künstlerromans. Mozart wurde begraben, wie es den nüchternen Gepflogenheiten der josephinischen Zeit entsprach. Viele Geschichten, die sich um sein angebliches Armengrab ranken, sind von der Wissenschaft längst widerlegt worden.

„Ganz Wien, und mit dieser Kaiserstadt die ganze musikalische Welt – betrauert den frühen Verlust dieses unsterblichen Mannes“, so stand es am 7. Dezember 1791 in der „Wiener Zeitung“. „Sein Körper ist dahin, seine Seele schwang sich zu höhern Harmonien, und uns hinterlässt er zum Troste die schönen Produkte seines Geistes.“

Anmerkungen

- 1) Kunze, Stefan (Hrsg.): Mozart Briefe. Stuttgart(Philipp Reclam jun.) 1987, S. 233.
- 2) Ebd., S. 212.
- 3) Ebd., S. 232.
- 4) Ebd., S. 240. 1 Dukaten = 4,5 Gulden = ca.16.200Yen
Marie Karoline Gräfin Thiennes de Rumbeke (1755-1812),
Kusine des Grafen Cobenzl; Mozarts erste Klavierschülerin in Wien.
- 5) Ebd., S. 288.
- 6) Ebd., S. 319.
- 7) Ebd., S. 426.
- 8) Ebd., S. 427.

Literatur

- Greither, Alois: Mozart. Reinbek bei Hamburg (Rowohlt) 1971.
- Kunze, Stefan (Hrsg.): Mozart Briefe. Stuttgart (Philipp Reclam jun.) 1987.
- Robbins Landon, H. C.: Mozart Die Wiener Jahre 1781 – 1791. München (Droemer Knaur) 1990.
- Elias, Norbert: Mozart Zur Soziologie eines Genies. Frankfurt am Main (Suhrkamp) 1991.

